

DVD-TIPPS

Hitler, Kitsch und Horror

ALEXANDRA SEITZ
über „Swastika“
von Philippe Mora

Was zur Hölle ging da eigentlich vor? Das sei, so der Regisseur Philippe Mora, die Frage gewesen, die sich die Welt angesichts von Nazi-Deutschland gestellt habe. Und das sei auch die Frage, die seinem Montage-Film „Swastika“ zugrunde liege. „Swastika“ kombiniert Eva Brauns auf dem Obersalzberg gedrehte Home Movies mit Propaganda-Archivaufnahmen von Massenaufmärschen und vom volksdeutschen Alltagsleben. Mit Hilfe von Lippenlesern werden rekonstruierte Dialoge dazu gemischt, und begleitet wird das Ganze von viel Wagner-Musik. Der Film ist aber mit keinerlei belehrendem oder die Rezeption lenkendem Kommentar versehen.



Da stehen die brandstifterischen Biederer Männer der Nazi-Führungsriege nun also auf der Terrasse von Hitlers Alpen-Anwesen herum, schauen in die schöne Gegend und tauschen bei Kaffee und Kuchen Banalitäten aus. Eva Braun geriert sich als Sportskane, Adolf Hitler markiert den Kinderfreund; der Rest dienert und schleimt und kriecht. Und immer und überall ist da ein großes Hacken-Zusammenschlagen und Arme-in-die-Höhe-Reißen und „Heil“-Gebrüll, dazu ein beseeltes Himmels-Geblicke. Ein Mädchen greift ins andere, wohlgeölt schnurrt die Propagandamaschine. Würde Mora nicht sporadisch Aufnahmen der bitteren Realität in diesem Verblendungsnebel aufblitzen lassen, könnte man meinen, man sei in einer das Mittelalter verkündenden Märchenwelt gelandet: in einem Themenpark, in dem Brauchtum sowie Handwerk gepflegt werden und Oheim und Base am Kachelofen sitzend von der guten alten Zeit erzählen, die aber die Gegenwart ist.

„Swastika“ ist nicht nur ein faszinierender, sondern auch ein kontroverser Film. Bei seiner Uraufführung kam es 1973 in Cannes zu tumultartigen Szenen, bis die Vorführung abgebrochen werden musste. Der wohlfeile Vorwurf lautete „Verharmlosung des Nationalsozialismus“ und wurde begründet mit dem von Mora begangenen Tabubruch, Hitler als Menschen zu zeigen, nicht als schicksalhaft außerirdische Verkörperung des absoluten Bösen. Mittlerweile weiß man, dass das Eine viel mehr Schrecken birgt als das Andere. Doch 1973 war „Swastika“ mit seinen so pietätlosen wie manipulativen Bild-Ton-Montagen und seiner grundsätzlich absurden Herangehensweise seiner Zeit voraus; in Deutschland kam der Film gar nicht erst in die Kinos. Jetzt liegt er auf DVD vor, und umfangreiches Zusatzmaterial erschließt die Rezeptionsgeschichte dieses wichtigen Beitrags zur Antwort auf die Frage, was damals zur Hölle eigentlich geschah.

Swastika erschienen bei Absolut Medien, ab ca. 13 Euro.

Steven Spielberg will in den Roboterkrieg ziehen

Im Jahr 2012 soll es Ernst werden

Noch steckt der Regisseur Steven Spielberg mitten in der Postproduktion von „War Horse“ (deutscher Kinostart: 25. August 2011) und „Die Abenteuer von Tim und Struppi“ (ab 27. Oktober 2011 in deutschen Kinos). Der US-Amerikaner plant indes bereits seine nächste Regiearbeit. Im Januar 2012 sollen die Dreharbeiten des Science-Fiction-Films „Robopocalypse“ für DreamWorks beginnen. Das Projekt, das auf der Buchvorlage von Daniel H. Wilson basiert, erzählt von der Rebellion der Roboter gegen die Menschheit. Drew Goddard schrieb das Drehbuch.

(Blickpunkt: Film)

Älter, härter, besser

Bruce Willis, Helen Mirren und Morgan Freeman glänzen als pensionierte Topagenten: „R.E.D.“

VON BERT REBHANDL

Die Welt der geheimen Dienste ist schwer zu durchschauen. Wer einmal in der Branche tätig war, hat vielleicht zu seiner Zeit alles richtig gemacht – und liegt trotzdem schon wenige Jahre später falsch. Das liegt dann daran, dass sich wieder einmal die große Politik geändert hat, dass Allianzen von damals nicht mehr gelten und Chefs von heute ganz andere Prioritäten haben. So undurchsichtig müsste sich die Sache auch für Frank Moses (Bruce Willis) darstellen, einen pensionierten Spezialagenten, der nachts im Schlafrock durch das Haus tappt, nichts Böses ahnend (sollte man meinen) und doch jederzeit gefasst auf jedes Durcheinander.

Frank Moses ist der Held in Robert Schwentkes Action-Komödie „R.E.D. – Älter, härter, besser“. Im Original hat der Titel mehr Feuer: „R.E.D.“ steht für „Retired – extremely – dangerous“, so viel wie: „extrem gefährliche Ruheständer“. Sie sind die Helden eines Comics von Warren Ellis und Cully Hamner, der sich für eine Verfilmung mindestens ebenso eignet wie „X-Men“. Die immer überlegen gleichmütige Miene von Bruce Willis, die ihm ein sehr junges Aussehen bewahrt hat, wird hier direkt zu einem Kunststück, denn es wird viel geschossen, es fliegt den Helden ständig alles Mögliche um die Ohren. Aber Frank Moses behält die Ruhe – und die Kontrolle.

Die Geschichte von „R.E.D.“ ist schnell erzählt, und sie würde auch dann noch wie an den Haaren herbeigezogen klingen, wenn man sie ausführlicher referierte. Eine Gruppe von Agenten, die alle 1981 an einer Kommandoaktion in Guatemala teilgenommen haben, wird schrittweise eliminiert. Frank Moses steht auch auf dieser Liste, er bringt sich aber rechtzeitig in Sicherheit. Unterwegs gesellt sich noch eine Frau zu ihm, mit der er bisher nur am Telefon geflirt hatte: Sarah (Mary-Louise Parker) ist hier die Figur, die Cameron Diaz neulich in „Knight and Day“ spielte: die Laienagentin, die aber schnell die Regeln des Berufs erlernt und ihren Lehrer dann nicht mehr allein lassen möchte. Gemeinsam mit Sarah macht Frank Morris sich auf die Suche nach den verbliebenen Kollegen von einst – und er findet ein paar echte Originale aus dem geheimen Dienst. Marvin (John Malkovich) hat die gut begründete berufliche Vorsicht zu einer echten Paranoia ausgebaut, beherrscht aber immer noch die Kunst, mit einer Pistole gegen eine Panzerfaust zu bestehen. Joe (Morgan Freeman) liebt grelle Uniformen, und Victoria



Wissen, sich elegant zu verteidigen: Victoria (Helen Mirren) und Marvin (John Malkovich) sind wachsam.



Drei Auskenner beim Kreuzverhör: Marvin Boggs (John Malkovich), John Matheson (Morgan Freeman) und Frank Moses (Bruce Willis, v. l.).

(Helen Mirren) verbindet sehr damenhafte Eigenschaften mit angeblich weniger damenhafter Kaltblütigkeit.

Sobald diese Figurenkonstellation einmal beisammen ist, steuert „R.E.D.“ direkt in das Zentrum der Macht – zuerst in das Hauptquartier der CIA, später zu einem Abendessen für Unterstützer des amerikanischen Vizepräsidenten. Von fern ist es die Welt einer Fernsehserie wie „24“, die hier aufgerufen wird: mit ständig wechselnden Loyalitäten und einer kaum glaublichen Verschwörung. Aber darauf kommt es nur am Rande an, denn die Originalität kommt hier von anderswo. Sie kommt aus den Figuren, die zwar alle ihren Job machen,

sich nebenbei aber noch Zeit nehmen für ihre Marotten. Sie werden dadurch zu liebenswürdigen Originalen in einer gleichgeschalteten Welt, mit einem Wort: Sie sind herrlich altmodisch, wo die Geheimdienste sich den Anschein technokratischer Funktionalität geben.

Dass Bruce Willis dann in Gestalt von Sarah auch noch eine vergleichsweise junge Azubi an die Seite gestellt bekommt, ist dabei wohl eine Konzession an ein gewisses Dilemma mit dem Zielpublikum: Schließlich gehen reifere Jahrgänge nicht so häufig in Ballerfilme, und in „R.E.D.“ wird geradezu wahnwitzig geballert. Es sind vor allem die Gegner, die hier jede Menge

Munition verschwenden, aber auch Victoria weiß im Notfall, was Feuer-schutz bedeutet. So ergibt sich ein heiterer Genre-Mix, der dem amerikanischen Actionfilm nichts Wesentliches hinzufügt außer ein paar lockeren Sprüchen von John Malkovich, ein paar Extravaganzen von Helen Mirren und der gewohnt coolen Erscheinung von Bruce Willis.

R.E.D. – Älter, härter, besser USA 2010. Regie: Robert Schwentke, Drehbuch: Erich Hoerber, Jon Hoerber, nach der Buchvorlage von Warren Ellis, Kamera: Florian Ballhaus, Darsteller: Bruce Willis, Helen Mirren, Mary-Louise Parker, John Malkovich u. a.; 111 Minuten, Farbe. FSK o. A.

DAS FLIEGENDE AUGE

Wer saß im Kinderwagen?

RALF SCHENK
über den Nonsensfilmer Arnold Hau und seine dressierten Regenwürmer

Sie erfanden Arnold Hau, aber wer ist wer? F. W. Bernstein, Robert Gernhardt und F. K. Waechter.

Wer war Arnold Hau? Ein grandioser Dichter und Denker, behauptete ein Mitte der 1960er-Jahre erschienenen Buch, dazu noch Zeichner, Städteplaner und Falschspieler. Ein Polyhistor, der sich in allen medialen Bereichen auskannte. In Wirklichkeit war Arnold Hau eine pure Erfindung. Hinter ihm steckten die klugen Köpfe Robert Gernhardt, F. K. Waechter und F. W. Bernstein, die sich als Autoren des Satiremagazins „pardon“, besonders dessen Nonsensbeilage „WimS“ (Welt im Spiegel) hervorgetan hatten. 1969 ließen sich Gernhardt und Waechter überreden, ihre Figur auch auf der Leinwand zu verewigen. Gemeinsam mit Arend Agthe und Bernd Eilert entstand die „Gruppe Arnold Hau“, die von nun an mit einer Reihe von Kurzfilmen und einem abendfüllenden Werk von sich reden machte.

Ein Teil der Arbeiten kam inzwischen abhandeln, darunter der Erstling „Der Klauer“ (1970), der auf den Oberhausener Kurzfilmtagen sogar eine lobende Erwähnung erhielt. Manche Projekte gerieten nie bis zur Drehereife, wobei heute allein die Titel vermuten lassen, welche wegweisenden Stoffe dem deutschen Kino verloren gingen: „Porno Poppenspäler“ etwa oder „Der Professor hat ein Hemd, das ihm hinten auch noch klemmt“. Leider wurde nichts aus dem geplanten Südstaaten-Melodram „Ein Mann wird Neger“, und auch auf die Erkundungsreise durch bundesdeutsche Wohnzimmer, „Bei Familie Bockwurst ist der Senf angekommen“, werden wir wohl auf ewig verzichten müssen. Schade, schade, schade.

Die überlieferten Filme aber, die das Kino Lichtblick jetzt in einer umfassenden Werkschau präsentiert, entschädigen für alle Verluste. Wunderbar etwa der als Realfilm umgesetzte Comic von Fritz Waechter, „Auf falscher Bahn“ (1973), in dem sich ein Hochspringer und ein Weitspringer beim Anlauf begegnen. „Milchkännchen und Fischstäbchen in der Antarktis“ (1973) folgt den unglaublichen Abenteuern der Titelfiguren auf einem weißen Tischtuch. In dem Dokudrama „Jetzt bist du dran, Feilchen!“ (1976), einer Sozial-

studie alkoholisierten Stadstreicher, trat der damalige Bundespräsident Walter Scheel höchstselbst auf. Und was mochte sich wohl hinter dem ominösen Titel „Der bayerische Wald mit den Augen eines Arschfickers gesehen“ (1973) verbergen? Nichts Anderes als eine Reihe von Einstellungen, in denen der Kamerablick durchs Unterholz schweift. Liefen Hau-Retrospektiven in Bayern, wurde dieser Film meist weggelassen.

Alle Projekte entstanden in gruppendynamischen Sitzungen. Während Waechter und Agthe die Storys ins Absurde und Hirnrissige steigerten, beharrten Gernhardt und Eilert auf Resten von Vernunft. Häufig kamen Bezüge zur Filmhistorie ins Spiel. Eine lange, ungeschnittene Sequenz, in der zwei Männer auf einem Feldweg in einen erbitterten Disput geraten, parodierte ähnliche Motive bei Pasolini und Wenders. Die beiden Herren, einer davon der grandiose Alfred Edel, stritten dabei über nichts Geringeres als die Trep-penszene aus Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“: War die Treppe damals, im vorrevolutionären Odessa, eigentlich breit und hoch? Oder eng und kurvenreich? Saß ein Teddybär im Kinderwagen? Und was fiel heraus, als der Wagen umkippte: madiges Fleisch oder ein Lenin-Porträt? Dieser Dialog stammt aus dem einzigen langen Spielfilm der Gruppe, „Das Casanova-Projekt“ (1980), einer lustvollen Nonsens-Parade über die Schwierigkeit, Filmkunst zu machen.

Mein Lieblingswerk ist nur eine Minute lang und war Teil der „Hau-Schau“, die 1973 als Pilotprojekt für eine ZDF-Reihe gedreht wurde, wobei die Reihe leider nie zustande kam. „Wenn Orpheus singt“, unterlegt mit gregorianischen Chören, zeigt in Vollendung, wie sich ein gutes Dutzend Regenwürmer zu dem Wort „Liebe“ zusammenschlingelt. Was für ein Aufwand an Akrobatik und Dressur! Was für eine Symbiose aus Sinnlichkeit und Dialektik! Bravouröses, experimentelles Kino, das seinesgleichen sucht!

Die Filme der Gruppe Arnold Hau Lichtblick Kino 30. Oktober bis 3. November.

„Revolver“ schießt scharf

Eine engagierte Zeitschrift sucht den fundierten Zugang zum Film

VON DANIELA KLOOCK

Schon oft träumten junge Filmemacher vom Aufbruch. Vor fünfzig Jahren etwa erklärten ein paar Leute in einem Münchener China-restaurant Papas Kino für tot, sie protestierten gegen den Muff und die Geschichtsverleugnung der älteren Generation. Im Februar 1962 wurde das alles im Oberhausener Manifest verschriftlicht. Siebzehn Jahre später behauptete eine Hamburger Erklärung die Stärke des jungen westdeutschen Films und den Zusammenhalt dieser Szene. Die inneren Widersprüche des „Neuen Deutschen Films“ aufzuarbeiten und der Frage nachzugehen, warum sich diese Bewegung auflöste, bleibt der Filmwissenschaft überlassen. Spätestens der Tod Fassbinders im Jahr 1982 markierte den Beginn einer Leere, die die bundesdeutsche Filmkultur als Ganzes bis in die späten 90er charakterisierte. Jegliche Relevanz schien verloren, der Autorenfilm begraben.

Doch dann kam erneut Bewegung in die Filmszene. Die Themen wurden wieder politischer, die inhaltliche und stilistische Bandbreite wurde größer. Über das Filmemachen wurde neu nachgedacht. Hierfür steht die „Berliner Schule“ mit Namen wie Thomas Arslan, Christian Petzold, Angela Schanelec oder Christoph Hochhäusler. Letzterer ist, seit 1998 gemeinsam mit Benjamin Heisenberg, Herausgeber der Filmzeitschrift „Revolver“. Die ist handlich aber nicht handzahn; sie will frischen Wind in die „eiferstüchtige Clique“ der Filmemacher bring-



gen, zu Diskussionen anregen, die Isolierung der einzelnen Künstler durchbrechen. Und sie will die Lücke zwischen Künstlern und Konsumenten schließen, denn sie versteht sich auch als Forum des Gedankenaustauschs. Dabei wenden sich die Herausgeber auch gegen eine oberflächliche und ängstliche Filmkritik, der die Passion und die Kompetenz für den Gegenstand abgeht.

„Revolver“ schießt also scharf. Auch auf das Generekinom mit seinen engen Grenzen, auf das marktwirtschaftliche Kalkül in der Filmproduktion und auf die Plots der meisten Filme, die „zu Dienstleistungsstrukturen verkommen“ und zu „gezähmten Abenteuern im Paradies der Onanisten“ werden. Anfangs liebte „Revolver“ solche vollmundige Rhetorik, große (Vor-)Worte mit Forderungen nach einer neuen Gesellschaft, einem neuen Film. Mittlerweile – es liegt Heft 22 vor – ist der Ton gemäßigter. Das inhaltliche Konzept jedoch hat sich nicht verändert. Neben Klassikertexten – von Antonioni, Visconti, Rivette, Wilder oder Cassavetes, häufig das erste Mal in deutscher Übersetzung zu lesen – stehen Texte von hierzulande weniger Bekannten, etwa Bruno Dumont (Heft 6) oder Apichatpong Weerasethakul (Heft 21).

Die letzten Hefte enthalten Texte des kürzlich verstorbenen Thomas Harlan. Insgesamt dominieren ausführliche Interviews. Neben Namen wie David Lynch oder Wim Wenders finden sich Gespräche mit Thomas Heise (Heft 21) oder mit Agnès Jaoui und Jean-Pierre Bacri (Heft 22), letzteres als erster Teil eines auf zwei Ausgaben angelegten Frankreich-Schwerpunkts. Dass die Herausgeber den Dialog lieben, scheint sich auch auf die Gesprächspartner zu übertragen, die Erstaunliches und zuweilen auch Verstörendes äußern. So lustvoll und fruchtbar kann Nachdenken über Kino sein. Man ahnt, warum „Revolver“ das Diktum von Picabia liebt: „Der Kopf ist rund, damit die Gedanken die Richtung wechseln können.“

Das Heft erscheint zweimal jährlich und kostet jeweils 6 Euro.
www.revolver-film.de